

Zeitschrift: Jugend und Sport : Fachzeitschrift für Leibesübungen der Eidgenössischen Turn- und Sportschule Magglingen

Herausgeber: Eidgenössische Turn- und Sportschule Magglingen

Band: 33 (1976)

Heft: 2

Artikel: Soziologische Aspekte der Koedukation

Autor: Schmole, M.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-994330>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Soziologische Aspekte der Koedukation

M. Schmole

Abgesicherte Aussagen zur Koedukation der Geschlechter können nicht gemacht werden, ohne dass die Probleme der

1. Lernpsychologie
 2. Sozialpsychologie und Sozialisation
 3. Motivationspsychologie und
 4. Medizin beziehungsweise Genetik
- mit in die Betrachtung einbezogen werden.

Der folgende Artikel wird sich im besonderen mit der Sozialisation der Geschlechter befassen.

Die Erkenntnisse der Lerntheorie und der Medizin sollen nur am Rande Erwähnung finden. Lerntheoretische Überlegungen liegen zudem der Sozialisations- und Motivierungsthematik zugrunde.

Grundannahmen der Sozialisationstheorie

Mit der Geburt wird der Mensch in einen genau umgrenzten Umweltausschnitt hineingestellt. Je nach dem dort vorliegenden Milieu und den vorherrschenden Anregungsbedingungen werden seine Anlagen entwickelt oder verdeckt, das heißt er wird sozialisiert.

Die erste Phase nennen wir «Primäre Sozialisation» oder auch «Sozialmachung» (vgl. Fend, 1973⁶, 65 ff). Sie reicht bis zum 5./6. Lebensjahr.

In diesem Lebensabschnitt lernt der Mensch grundlegende Verhaltenstechniken in dem und um den Bereich der Familie. Er gewinnt durch Identifikation und Nachahmung mit und der Eltern ein eigenes Persönlichkeitsbild, das ihn befähigt, mit anderen Individuen in Kontakt zu treten. Mit dem Abschluss der «primären Sozialisation» wird in der Regel die Schulreife erlangt.

Die folgende «Sekundäre Sozialisation» soll aus dem Menschen eine eigenständige Persönlichkeit machen. Er erwirbt in dieser Phase Verhaltenstechniken, die ihm nach und nach einen Platz in der Gemeinschaft sichern sollen. Der junge Mensch löst sich aus dem Elternhaus und geht Bindungen ein, die über das elterliche Milieu hinausreichen können, das heißt er wird «flügge».

Aus dem mehr bedürfnis- und triebbestimmten Wesen wird ein sich frei entscheidender Mensch, der seine Fähigkeiten gezielt einzusetzen vermag.

Die Rollentheorie hat den Abschnitten der Sozialisation verschiedene Verhaltensweisen zuzuordnen versucht und damit ein Modell bereitgestellt, anhand dessen man die individuellen Verhaltensweisen zu interpretieren vermag.

Der Rollentheorie liegt der Gedanke zugrunde, dass jeder Mensch je nach gesellschaftlichen Zusammenhängen verschiedene Rollen übernimmt. Der Fußballspieler spielt in seiner Mannschaft die Rolle des Angreifers, zugleich in der Familie die des Sohnes und zugleich im Beruf die des Schlossers.

Neben der Verschiedenartigkeit der Rollen im inhaltlichen Bereich ergeben sich darüber hinaus Unterschiede qualitativer Art. So kann eine untergeordnete Rolle im Sport durch eine übergeordnete im Beruf kompensiert werden und umgekehrt (vgl. Wohl, 1975, in: Sportwissenschaft und Milenko, 1974, in: Leistungssport).

Im Bereich der primären Sozialisation übernimmt der junge Mensch eine Rolle. Die *Rollenübernahme* erfolgt durch Identifikation und Nachahmung.

Im Zwischenbereich von der primären zur sekundären Sozialisation erfolgt eine *Identifikation* mit der übernommenen Rolle, die bei manchen Individuen lebenslang erhalten bleiben kann. Erst die Integration bestimmter Verhaltensweisen und die daraus resultierenden Erfahrungen mit dieser Rolle ermöglichen dem Menschen den Schritt zur *Distanzierung* von der eigenen Rolle. Dabei wird die Rolle weiter beherrscht und ausgeübt. Innerlich aber hat man Abstand vom eigenen Verhalten gewonnen. Damit wird der Weg frei zur vierten Stufe, die nur von einer «Persönlichkeit» erreicht wird, zur *Solidarität*. Das bedeutet, dass die betroffene Person in der Lage ist, Verständnis und Achtung für das Rollenverhalten anderer Individuen aufzubringen.

Die Feststellung, dass eine höhere Stufe des sozialen Verhaltens immer nur auf der Basis der voraufgegangenen zu erreichen ist und somit die frühere Phase die folgende weitgehend bestimmt, bildet den Ansatzpunkt für die Psychotherapie.

Zur geschlechtsspezifischen Sozialisation

Sozialisation in der Familie

Im Zusammenspiel des inneren Systems (Anlage) und des äußeren Systems (Gesellschaft) vollzieht sich die Reifung des Menschen. Da jeder Mensch unterschiedliche Anlagen in einer jeweils unterschiedlichen Gesellschaft einbringt, muss eine unendliche Vielfalt von Individuen entstehen. Diese Vielfalt lässt sich nur grob systematisieren. Ein in jeder Gesellschaft vorzufindender Raster ist der der Geschlechtszugehörigkeit und der daraus resultierenden Erwartungen.

Schon in der Urfamilie kommt es aufgrund der Geschlechtszugehörigkeit zu Aufgaben – oder Arbeitsteilung und damit zu unterschiedlicher Rollenvergabe. In fast allen Kulturen übernimmt der Mann die Rolle, Außenbeziehungen der Familie oder des Stammes herzustellen und zu pflegen. Die Frau ist meist zuständig für das innere System der Gemeinschaft. Diese Rollenverteilung wurde im Laufe der Zeit standardisiert und institutionalisiert. Dadurch werden die wirklich vorhandenen genetischen Unterschiede langsam belanglos im Vergleich zu den Verhaltensnormen und -erwartungen der Gesellschaft. Zunehmend werden die biologischen Unterschiedlichkeiten mehr Anlass als Ursache für die Rollenverteilung (vgl. Schelsky, 1967, S. 16). Die Rollen sind so festgelegt, dass sich für das Individuum die Notwendigkeit ergibt, einen Teil seines Wesens unentwickelt zu lassen:

«Spätestens vom zweiten Lebensjahr an werden die Kleinkinder unterschiedlich behandelt, je nachdem ob sie Jungen oder Mädchen sind. Damit beginnt der Internalisierungsprozess, der Prozess, mit dessen Hilfe die Normen der Gesellschaft in geschlechtsspezifischer Weise eingeübt werden können.» (Bönnér, 1973, S. 14.)

Laut Anger (Anger, in Bönnér 1970, S. 245) werden dem Manne selbst von der Frau Eigenschaften wie Sachlichkeit, Führungsqualität, logisches Denken usw. zugesprochen.

Sich selbst sprechen Frauen mehr Eigenschaften, wie Ausdauer bei Routinearbeiten, schöpferische Interessen, Neigung zum Auswendiglernen, Gefühlsbezogenheit und ähnliches, zu. Die Übernahme der geschlechtsspezifischen Rollen wird schon von den Eltern in der primären Sozialisation programmiert. Selektiv werden manche Verhaltensweisen gefördert, andere gehemmt. Dies geschieht in erster Linie durch Lob beziehungsweise durch Tadel auf lernpsychologischem Weg.

Nach dem Gesetz von Merton (self – fulfilling – prophecy) bedingen bestimmte Verhaltenserwartungen, dass der zu Erziehende sich in seinem Verhalten immer mehr dem Vorausgesagten annähert. Dieses Gesetz hat natürlich auch in der geschlechtsspezifischen Sozialisation Geltung, zumal diese Erwartungen das entsprechende Verhalten auch dann noch auslösen, wenn sie von Personen gehegt werden, die einem anderen Geschlecht angehören, als die Person, die sie schon erfüllt (vgl. Brunotte, in: Strzelewicz, 1965, 282).

D.B. Lynn stellt auch zunächst eine Identifikation der Kinder beiderlei Geschlechts mit der Mutter fest.

Nun könnte aber das Mädchen im Gegensatz zum Jungen zeitlebens bei der Identifikation mit der Mutter bleiben. Erleichtert wird ihr diese noch durch die normalerweise gegebene enge persönliche Beziehung und die ständige Gegenwart der Mutter. Der Junge muss indessen noch während der Kindheit zu einer Identifikation mit der männlichen Rolle überwechseln. Zunächst ist schon der Identifikationswechsel eine Belastung für den Jungen; bedeutsamer ist jedoch, dass das Identifikationsobjekt, der Vater, nicht immer anwesend ist. Durch die nur gelegentlich mögliche Beobachtung des Vaters kommt es dazu, dass der Vater gewissermassen nur den «Rahmen» abgibt, in dem die Details fehlen. Folglich muss sich der Junge, um den Rahmen zu füllen, mit einem «abstrakten Vaterbild», mit einem kulturell bedingten Stereotyp, auseinandersetzen. Durch diese Art des Identifikationsprozesses lernt der Junge zu abstrahieren, während die Mädchen die Prinzipien, die sich auf die weibliche Rolle beziehen, nicht zu abstrahieren brauchen, sondern sie ganzheitlich direkt übernehmen können.

Folglich entwickelt der Junge eine Beziehung zum Ziel statt zur Person. Statt einer Nachahmung des Umfeldes und einer Anpassung an die Umwelt, übt er eine Strukturierung des Umfeldes. Statt einer Imitation von Prinzipien übt er eine Abstraktion von Prinzipien.

So kommt es bei der Frau zur stärkeren Anpassung, zur grösseren Abhängigkeit von äusserlichen Gegebenheiten, Frauen erscheinen daher mehr «feldabhängig» (Witkin), während der Mann «feldunabhängiger» ist. Er ist weniger an Anschauung gebunden, wodurch ihm das Lösen von Problemen eher auf abstraktionstheoretischer Ebene gelingt.

Bereits in der Familie werden durch die geschlechtsbezogene Erziehung verschiedene Aufgabenbereiche dem Jungen auf der einen, dem Mädchen auf der anderen Seite zugeordnet. Die geschlechtsspezifische Bewertung von Mentalität, Temperament unter anderem, die unterschiedliche Auswahl von Spielzeug und Literatur tragen weiter dazu bei, die jeweils zugeordneten Motivationen zu lenken und zu fördern. So wird schliesslich das technische Interesse eines Jungen sowie die «Vorliebe» des Mädchens für das Puppenspiel als Konsequenz der unterschiedlichen genotypischen Eigenart dargestellt, ist aber eher auf sozialpsychologische Beeinflussung zurückzuführen.

Ohne jeden Zweifel lassen sich für die genannte Zuteilung biologische, genetische oder medizinische Erklärungen finden. Durch Tierversuche lässt sich zum Beispiel eindeutig nachweisen, dass es sich bei den Aggressionsdifferenzen der Geschlechter um hormonale und weniger um kulturelle Einflüsse handelt, wiewohl die Anwendung von Aggression zur Zielerreichung auch einen Lernvorgang darstellen kann, wenn Aggression zum Erfolg geführt hat.

«Es ist ja allgemein bekannt, dass Ochsen viel weniger aggressiv sind als Bullen und zwar offenbar deshalb, weil ihnen die Keimdrüsen entfernt worden sind» (Bönnner, 1973, S. 17 f).

In die Phase der vermehrten Hormonausschüttung fällt die verstärkende Erwartung der Umwelt an die Jungen beziehungsweise Mädchen. Der Junge wird zum Wetteifer angeregt, das Mädchen jedoch bekommt von der Gesellschaft Passivität auferlegt:

«Etwa mit 13 Jahren (Pubertät; der Verfasser) entwickelt sich beim Jungen erst richtig ihre Angriffslust, ihr Wille zur Macht, ihre Freude an der Herausforderung. Um die gleiche Zeit verzichtet das kleine Mädchen auf rohe Spiele.» (Beauvoir, 1966, 109.) Das Mädchen muss sich gezwungenermassen mit diesen Forderungen abfinden, und so wird einer seiner charakteristischen Grundzüge der der Resignation. Die Frau versucht daher immer eher zu erhalten, auszubessern und sich zu behelfen, statt zu zerstören und neu aufzubauen. Sie wird somit zum Hort des Konservatismus und sie gibt in einem circulus vitiosus die gleiche Einstellung wieder an ihre Tochter weiter. Daraus erklärt sich auch, dass, wie vielfach festgestellt, die Frau anpassungsfähiger ist als der Mann (vgl. Hofstätter, 1971, S. 15 f). Sie reagiert in ihren vegetativen Funktionen flexibler auf die Umwelt, was bedeutete, dass auf der anderen Seite der Mann nicht nur aufgrund seiner sozialen Rolle eine grössere Aktivität entfaltet, sondern dass diese Aktivität auch ein Ergebnis seiner geringeren Anpassungsfähigkeit ist (vgl. Bönnner, 1973, S. 17).

Sozialisation in Schule und Verein

Entsprechend ihrem Verhalten in der Familie zeigt sich das Mädchen auch in grösseren sozialen Feldern wie der Schulklasse, das heisst in Bereichen, in denen die sekundäre Sozialisation vollzogen wird, vorgeprägt.

Wawrzyniak (1959) hat mit Hilfe des Soziogramms nach Moreno einige Untersuchungen angestellt, um das Verhalten von Jungen und Mädchen in gemischten beziehungsweise gleichgeschlechtlichen Klassen aufzuschlüsseln. Diese Ergebnisse, die im folgenden referiert werden sollen, wurden durch eigene Untersuchungen in verschiedenen Sportvereinen (Basketball und Leichtathletik) überprüft und insbesondere in bezug auf positive und negative Beziehungswahl bestätigt. Es ergibt sich insgesamt der Eindruck, dass die Mädchen gefühlssetonter handeln und denken und damit in einer zielorientierten Gruppierung, wie sie die Schulklasse darstellt, mehr Zündstoff liefern als die Jungen. Aufgrund ihrer Personenorientiertheit sind jedoch auch die positiven Beziehungen der Mädchen tiefer greifend und dauerhafter als die der Jungen. Wawrzyniak (1959) stellt im einzelnen fest, dass in gleichgeschlechtlichen Klassen bei Mädchen eine stärkere Tendenz zur positiven Einstellung gegenüber Mitschülerinnen festzustellen ist als bei Jungen.

In gemischgeschlechtlichen Klassen findet eine Angleichung in bezug auf die positive und negative Beziehungswahl statt. Dabei ist jedoch insgesamt die soziale Aktivität geringer. In gemischgeschlechtlichen Klassen sind die Mädchen in ihrem negativen Ausdehnungsvermögen (Anzahl der Negativwahlen) überlegen. Es hat demnach den Anschein, als wirke die Anwesenheit von Jungen in den gemischten Klassen unruhestiftend auf die Mädchengruppen, während Jungen in ihren sozialen Beziehungen ausgeglichener sind.

Der soziodynamische Effekt der Polarisierung zwischen Begünstigten und Benachteiligten tritt bei Mädchen stärker auf als bei Jungen. Die Konflikt- und Spannungsmöglichkeiten unter Mädchen sind demnach grösser.

Es ist daher auch nicht verwunderlich, wenn der soziale Zusammenhalt bei den Jungen in Koedukationsklassen im Durchschnitt mehr als doppelt so hoch ist, wie in reinen Knabenklassen. Die Mädchen zeigen dagegen meist bessere Integration, wenn sie in Mädchenklassen unter sich sind (vgl. Wawrzyniak, 1959, S. 75 ff.).

Betrachtet man die Funktion der Schule in der Sozialisation der Geschlechter, so wird die Widersprüchlichkeit der Institution Schule deutlich: als gesellschaftliche Einrichtung ist sie dem Gleichheitsprinzip verpflichtet und steht generell allen offen. Dadurch aber, dass sie sich überwiegend gleichgültig den «hergebrachten» Unterschieden gegenüber verhält, verstärkt sie noch die vorhandenen Mängel. Wenn auch die Lehrerschaft bemüht sein mag, kein Geschlecht dem anderen vorzuziehen, so zeigt sich doch, dass Mädchen weniger für Selbstständigkeit und Aktivität, mehr für Anpassung und Wohlverhalten belohnt werden.

Die durch die Erziehung in der Familie einseitig geprägte Orientierung der Mädchen auf ihre Rollen in Familie und Beruf setzt sich also in der Schule fort. Diese Erziehung hat die Funktion, unter Berücksichtigung der den Frauen zugewiesenen Rollen, durch spezifische Erziehungsinhalte und -methoden zur Integration der Frau in ein bestimmtes System beizutragen. Nun tragen diese Erziehungsinhalte und -methoden wesentlich zur Benachteiligung und Diskriminierung der Frau, zur Erhaltung ihrer oft unterbewerteten Stellung in Beruf, Familie und Gesellschaft bei.

Sozialisation im Beruf

«Nach wie vor erhalten Mädchen seltener als Jungen eine Chance, weiterführende Schulen oder eine Lehre zu absolvieren. Weder in Hochschulen und Gymnasien noch in den Lehrbetrieben erreichen sie den Wert, der ihrem Anteil an den jeweiligen Geburtenjahrgängen, nämlich 49 Prozent entspräche.» (Pross, 1969, 11.)

Selbst wenn sich die Mädchen und ihre Eltern so weit von den übernommenen Vorstellungen gelöst haben, dass sie eine über die Volksschule hinausgehende Ausbildung wünschen, beschränken sie sich meistens auf Berufe, die dem weiblichen Wesen besonders entsprechen sollen (vgl. Treinen/Brothun: Die Stellung der Frau in Industriegesellschaften, in: Bönner, 1973, S. 252 f.).

Mädchen entscheiden sich überwiegend für Berufe, die sozialen Kontakt ermöglichen (Verkaufsberufe, Friseurhandwerk, usw.), oder für solche, die ausdrücklich als Hilfsfunktion zu anderen Berufen gekennzeichnet sind (zum Beispiel für den Beruf der med.-techn. Assistentin, Bürogehilfin, usw.) und sie wählen Berufe, die sich aus der Mutterrolle herleiten lassen (Kindergärtnerin, Lehrerin, Ärztin). Mit anderen Worten: Frauen versuchen, in ihren Berufsrollen «das zu verwirklichen, was nicht allzusehr von der gewohnten weiblichen Rolle des Pflegens und Betreuens abweicht» (Höhn, 1964, S. 43).

Der Versuch der Konfliktvermeidung zwischen dem traditionellen Rollenstereotyp und den tatsächlichen Berufsanforderungen setzt sich in der Berufsausbildung fort. So fungieren Erziehung und Ausbildung als Wall, mit dem sich das System gegen Veränderungen schützt.

Sozialisation im Sport

Sehr deutlich zeigen sich die Erwartungen an weiblichen Rollenverhalten auch im Sport. Das Bemühen um die Wahrung der «Schicklichkeit» und das Leitmotiv der Ästhetik finden bis heute Niederschlag in Literatur und in Richtlinien. (In Richtlinien für den Schulsport in Niedersachsen heisst es, dass auch im Wettkampf und im übrigen durchaus zugelassenen Leistungsstreben das «Gefühl für die Anmut» nicht verloren gehen darf.)

Dabei sagte schon Helene Lange, «dass die Frau nicht für den Mann und wie es den Bedürfnissen des Mannes entspricht gebildet werde, sondern um ihrer selbst willen» (zitiert aus: Hoffmann, A., 1965, 22.).

Die sportlich besonders aktive Frau wird folglich auch heute noch vielfach mit Misstrauen bedacht, die Vorstellungen von der Anlehnungsbedürftigkeit, Weichheit, Gefühlsbetontheit und Unselbständigkeit der Frau ist immer noch gängig. Die wenig einschlägige Literatur liefert dafür noch Bestätigung: so ist für Buytendijk (1956, S. 318 bis 324) die dynamische Bewegung etwas typisch Männliches; der ursächliche Impuls zu einer Handlung entspringe beim Manne der Intention, einen Widerstand zu überwinden. Die Bewegung habe bei ihm einen in Tempo und Kraft ansteigenden Verlauf mit einem energischen Höhepunkt gegen Ende des Bewegungsablaufs (Beispiel: der wippende, kraftvolle Gang des Mannes). Die weibliche Bewegung dagegen sei Ursprung einer reaktiven Einstellung und deshalb fließender und gleichmässiger, sie gleiche einer Wellenbewegung.

Konsequenterweise herrscht die Meinung vor, dass die Frau eher fließende, rhythmische, runde und zyklische Bewegungen im Sport lerne, dass ihr Sportarten wie Fussball und Handball zum Beispiel weniger lägen, da diese Spiele für Frauen zu dynamisch seien. (Daher röhrt andererseits das Vorurteil, der Mann sei für rhythmische Gymnastik ungeeignet.)

Es ist folglich nicht erstaunlich, wenn im Zusammenspiel von Anlagen und Umwelt die absolute Leistungsfähigkeit der Frau wesentlich unter der des Mannes bleibt (vgl. dazu Mellerowicz/Meller: Training, 1972, S. 58/59 und 5. Gymnastrada Basel 1969: Sportliche Betätigung des Mannes. Sportliche Betätigung der Frau, Basel 1970).

Ebenso bleibt die sportliche Aktivität der Frau im Vergleich zum Mann qualitativ und quantitativ unterentwickelt (vgl. dazu Artus, 1974; Henning, 1965, Grössing/Speiser/Altenberger o.J.).

Konsequenzen sozialer Einflussnahmen auf die Geschlechterrolle

Zum Abschluss der Überlegungen zur geschlechtsspezifischen Sozialisation sollen Konsequenzen und Möglichkeiten einer Umorientierung aufgezeigt werden.

Da der Körper keine «Sache» ist, sondern eine «Situation», mit der der Geist sich auseinandersetzt, oder mit der er übereinstimmt, stellt er gleichzeitig unser Mittel zur Erfassung der Welt dar (vgl. Grupe, 1965, S. 41 ff und Grupe, O., 1973³, S. 17 ff.).

Da der Körper der Frau schwächer ist, ist ihre Erfassung der Welt beschränkter. Sie verfügt bei der Bewältigung ihrer Situation über weniger Fertigkeiten, was bedeutet, dass ihr individuelles Leben weniger reich ist als das des Mannes (vgl. Beauvoir, 1966, S. 14). Trotz dieser heute noch eklatanten Benachteiligung der Frau ist unsere Gesellschaft darauf ange-

wiesen, mehr und mehr das Begabungspotential auch der Frau auszuschöpfen und zumindest auf intellektuellem Gebiet zunehmend gleiche Leistungen von Mann wie Frau zu verlangen.

Das ist aber nur dann möglich, wenn wir bewusst eine Art «Komplementärerziehung» betreiben (Höhn, 1964), das heisst es müssten bei beiden Geschlechtern in Zukunft gerade die Seiten der Persönlichkeit gefördert werden, die im traditionellen Rollenstereotyp vernachlässigt wurden. Das hiesse, dass Mädchen mehr zu Tätigkeiten in technischen, naturwissenschaftlichen, politischen, sportlichen und ähnlichen Bereichen ermutigt werden sollten. Die traditionell weiblichen Eigenschaften wie Gefühlsorientiertheit und Empfindsamkeit müssten durch gezielte Erziehung zu Rationalität, Sachlichkeit und Selbstbeherrschung ausgeglichen werden.

Bei Jungen müssten hingegen die Anlagen zur Anpassungsbereitschaft, zum Einfühlungsvermögen, zur Flexibilität verstärkt werden, die aggressiv-dominierenden Verhaltenszüge abgeschwächt werden.

Die Beschniedung und Unterdrückung der auch beim Mann angelegten oder von ihm erlernbaren Eigenschaften, die soziale Normierung, zwingt die Individuen dazu, wie Schelsky, (1967, S. 22) sagt, «die in ihnen vorhandene Variabilität angeborener Charakterzüge und Verhaltensweisen» zu beschränken. Dabei braucht ein Mann immer mehr die «weiblichen» Tugenden der Anpassungsfähigkeit und Hingabefähigkeit, um lebenstüchtig zu sein. Das Fehlen dieser Eigenschaften erweist sich heute vielfach als psychischer Mangelzustand, der zum Scheitern auch im Beruf führen kann.

«Bei den Frauen ist es umgekehrt. Wenn man nur anpassungsfähig ist..., – wenn man kein Ziel hat, das man aktiv anstrebt, wenn man sich auf andere verlässt, weil man gelernt hat, sich stets an andere anzulehnen und anzupassen, dann ist man ebenfalls von Krankheit und Scheitern bedroht. Im Lichte der Erkenntnisse der psychosomatischen und psychosozialen Medizin, können wir heute sagen, dass die klassische männliche Prägung und die klassische weibliche Prägung in unserer Zivilisation nicht mehr zur Lebensbewältigung ausreichen». (Kilian, in: Bönnér, 1973, S. 126.) Dabei darf allerdings nicht übersehen werden, dass der Abbau dieser spezifischen Rollenerwartungen zu einem gesellschaftlichen Umbruch führen muss, da er die Fundamente unseres persönlichen und gesellschaftlichen Lebens angreift. Die weiterhin unbewusste beziehungsweise selbstverständliche Rollenzuteilung mit den dahinter stehenden Erwartungen gibt den Individuen Sicherheit in der Einschätzung des Sozialpartners.

Es schliche sich in den Umgang mit anderen Individuen nach der sowieso schon weitgehenden Differenzierung durch die vielfältigen Lebensmöglichkeiten in der arbeitsteiligen modernen Industriewelt ein weiterer Unsicherheitsfaktor ein.

Die Rollenzuteilung würde erheblich erschwert. Intellektuelle und emotionale Kapazitäten würden beansprucht und verbraucht, die in einer Welt der Selbstverständlichkeiten anderweitig verfügbar wären.

Literatur beim Autor.

Adresse des Autors:

Matthias Schmole, St. R. i. H., Sprangerweg 2, D-34 Göttingen

Zusammenfassung

Im Überblick kann man sagen, dass

1. biologische Gegebenheiten
2. soziale Einflüsse und daraus resultierend
3. psychische Haltungen

in einer Art *Funktionskreis* zusammenwirken, und die Rolle der Frau in der Gesellschaft bestimmen.

Die Koedukation in der Schule ist nun von den Pädagogen dazu ausersehen, den Kreis aufzubrechen. Damit soll die Koedukation gesellschaftlich verändert wirken.

1. Sie soll eine Rollenfixierung vermeiden,
2. sie soll helfen, die in der Person angelegten Eigenschaften zur Entfaltung zu bringen und zwar unabhängig vom Geschlecht,
3. sie soll zu einem besonderen Verständnis der Geschlechter beitragen und damit eine neue Aufgabenteilung schaffen (denn ohne sie kann unsere Gesellschaft nicht funktionieren),
4. sie soll kurzum bei der Schaffung eine emanzipierte Gesellschaft mitschaffen, die frei von irrationalen Zwängen ist.

Leistungsanforderungen sollen in dieser Gesellschaft nicht geschlechtstypisch differenziert gestellt werden (womit vielleicht auch der Leistungsdruck auf einzelne Individuen abgeschwächt wäre), sondern individuell je nach Neigung, Interesse und Fähigkeit.

Die gleichzeitige Abwendung von der absoluten Leistung und die Hinwendung zu einer relativen Leistung wäre damit gegebenenfalls verbunden.

Koedukation in der Schule als Hebel zur Gesellschaftsveränderung?

Koedukation im Sport (3 Stunden wöchentlich) als Kernpunkt des Ansatzes?

Müssen wir in Anbetracht des Gesagten, ohne das Problem des Transfer auch nur angedeutet zu haben, nicht fragen, was machbar ist und was zu optimistisch ist?

Aspects sociologiques de la coéducation

(résumé)

En conclusion, on peut dire que les données biologiques, les influences sociales et les attitudes psychiques qui en résultent, agissent comme une sorte de cercle fonctionnel et déterminent le rôle de la femme dans la société. Du point de vue des pédagogues, la coéducation à l'école doit ainsi être conçue de façon à faire éclater ce cercle. De ce fait, la coéducation doit agir dans le sens d'une modification de la société.

1. Elle doit éviter la fixation d'un rôle,
2. elle doit aider les propriétés personnelles à s'épanouir, et ceci indépendamment du sexe,
3. elle doit contribuer à une compréhension particulière des deux sexes et également à une nouvelle répartition des devoirs (car sans celle-ci, notre société ne peut fonctionner),
4. elle doit contribuer à la création d'une société émancipée et libérée de contraintes irrationnelles.

Les exigences à l'effort ne devraient pas être définies dans notre société par rapport au caractère typique des sexes (ce qui peut-être diminuerait la pression de performance qui pèse sur chaque individu), mais de façon individuelle et selon les tendances, les intérêts et les capacités.

Par la même occasion, on cesserait de considérer uniquement la performance absolue en se rattachant bien plus à la performance relative.

La coéducation peut-elle être un levier pour la modification de la société?

La coéducation dans le sport (3 heures par semaine) peut-elle être le noyau central d'un point de départ?

Devons-nous, par rapport à ce qui a été dit, et sans avoir évoqué même faiblement le problème du transfert, nous demander ce qui est faisable et ce qui est trop optimiste?